

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 12

Artikel: Stollen 6
Autor: Stettler, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustriert von Willi Wenk

Es gab vor einigen Jahren eine Zeit, da durfte man nicht wählerisch sein auf der Suche nach Arbeit. Man musste, um leben zu können, nehmen, was einem das Schicksal als Brocken hinwarf.

Arbeitslose gab es in Hülle und in Fülle, und Tausende arbeiteten auf allem andern, nur nicht auf ihrem Beruf.

In der Not frisst der Teufel Fliegen. Das sagten wir uns auch, als wir unserer zwei Kameraden zu böser Winterszeit zum Stollen 6 eines Kraftwerkes der Schweizerischen Bundesbahnen hinaufwanderten, um Arbeit zu erhaschen.

Wir kamen auf den Platz, der aussah wie fast jeder andere Bauplatz, und doch wieder anders, grösser, gewaltiger. Eine Drahtseilbahn führte von der

Landstrasse über Klüfte und Täler, Zement und Material auf den Berg hinauf. Da lag sogar eine kleine Sägerei, einige Baracken als Magazine, ein Steinbrecher mit Aufzug, eine Betonmischmaschine, das Kompressorenhaus mit der Schmiede und eine Kantine mit dem Bureau.

Und überall riesige Haufen Stein aus dem Berg gebrochen. Ueberallhin führten Rollgeleise. Und abseits von allem gähnte schwarz und rund — Stollen 6.

Stollen 6 — hiess Fenster 6 und war ein Nebeneingang zum Hauptstollen, der im tiefern Innern der Felsen lag, manchen Kilometer lang und gross im Lichtdurchmesser. Der Haupttunnel hatte sechs Fenster oder Stollen und das Wasserschloss. Von jedem Fenster aus wurde

auf zwei Seiten hin gearbeitet, um so die Arbeitsdauer des Grosstunnels gewaltig zu verringern.

Stollen 6 war in mancher Hinsicht das berühmteste Fenster, weil es der gefährlichste Tunnel war, mit unsicheren Steinlagen und viel Bergwasser, weil es der abgelegenste war und weil hier am strengsten gearbeitet werden musste.

Darum gab es hier die verlockende einzige Aussicht, Arbeit zu erhalten.

Wir kamen auf den Platz und wanderten überall herum. Dann kam ein Arbeiter, zerlumpt wie irgendeiner, den wir nach dem Bureau fragten. Er betrachtete uns von oben bis unten und ging uns voran ins Bureau. Dort entpuppte er sich als Ingenieur und Unternehmer.

Wir wurden beide eingestellt und mussten sogleich einen fertigen Vertrag unterschreiben, die Firma nach der Entlassung nicht um Arbeitslosenunterstützung anhalten zu wollen. Dieser Vertrag ging uns zwar etwas im Kopfe herum — aber in der Not frisst der Teufel Fliegen.

Der Weg zur Hölle

Jeden Morgen ging es nun um 5 Uhr früh auf den Bahnhof, wo ein Güterzug mit einem Gepäckwagen stand. Wer konnte, hockte in einer Ecke auf Kisten, Kesseln oder Säcken; die andern Arbeiter drängten sich zu einem Haufen, um bei der eisigen Kälte etwas warm zu haben.

Der süsse Geruch des Karbids stieg aus den schweren Tunnellampen in die roten und blauen Nasen, grelle Flammen zuckten über Gesichter, die manche noch den Gesteinsstaub der letzten Tage in Haar und Bart trugen.

Von der Bahnstation ging es in die Nacht hinaus, und nach dreiviertel Stunden kam man an den Berg, wo zum Stollen hinauf ein holpriger Weg führte, der wiederum bald nichts mehr war als aus Fels und Eis ausgeschlagene Stufen. Da konnte es geschehen, dass man auf allen Vieren gehen musste, oft nur, um wiederum einige Meter abzuschlittern.

An lawinengefährlichen Tagen durfte man mit einer Seilbahn durch Sturm, Eis, Schnee und Kälte zum Wasserschloss hinauffahren. Das Wasserschloss war eine verwunsene Eisgrotte, schön wie in einem Märchen, aber für uns war es Eis ...

Auf Brettern kletterte man in den Hauptstollen bis zu einer Wand, in der eine kleine Oeffnung in eisernem Schieber war. Durch diese Oeffnung musste man kriechen, was bei soviel Leuten viel Zeit in Anspruch nahm, trotzdem es viele zu einer grossen Gewandtheit im Durchschlüpfen gebracht hatten.

Dann kam man in die Hölle! Ja, es war wie in einer richtigen Hölle. Qualm und Rauch! Nur diese Wand mit der Klappe hatte uns davon getrennt. Da stieg man von warmer feuchter Luft in beissenden, so dicken Rauch, dass man die Hand vor den Augen nicht mehr sah. Schritt für Schritt in langer, gespenstiger Kette, über Bretter und Balken turnten wir und schllichen wir daher, zu unsern Füssen mannstiefes Wasser.

Die hochaufgeschraubte grelle Flamme der Lampe war nichts als ein Glühpünktchen, das mit einer lebendigen Seele davonzitterte, durch den endlos langen Gang, an dem wir entlang tappten wie Blinde.

Der Rauch biss und reizte auf der Lunge, und von fernher rollten dumpfe Töne vom Stollen 5, 4, 3 — durch die Eingeweide des Berges, und der Luftzug und der Föhn brachten neue Rauchschwaden. Die abgehenden Nachtschichtarbeiter hatten im Stollen 6 gesprengt, und in allen andern Stollen wurde immer noch gefeuerwerkert.

Mit der Zeit fand man sich schneller durch, man kannte jedes Brett, jeden Balken, bis — bis es jemandem in den Sinn gekommen war, ein Brett zu verschieben. Dann tappte der erste daneben, und die Warnung flog von Mund zu Mund.

Und wehe, wenn einem die Laterne ausging und er allein zurückblieb !

Es war die Hölle, man ging durch sie — für ein Stücklein Brot im täglichen Einerlei, als müsste es so sein. Und fühlte doch immer das Furchtbare, etwas Unsagbares. Und es waren da alles Brüder, die einander halfen.

Dann fast plötzlich kam man wieder in bessere Luft, und nach einiger Zeit mündete das Fenster 6 ein.

Durch den etwa 200 Meter langen engen Gang kam man ins Freie hinaus zur Kantine. Wer nichts gegessen oder schon wieder Hunger hatte, nahm ein einfaches Frühstück ein, Kaffee oder Kakao, mit einem Stück Brot.

Hierauf wurde draussen Aufstellung genommen, und die Leute wurden abgeteilt — diese kamen in den Stollen, jene mussten draussen bleiben auf dem Platz, kamen auf die Kippe, wo die Rollwagen mit dem Gestein aus dem Tunnel geladen wurden, kamen zur Betonmaschine, zum Steinbrecher und so weiter.

Es war bitterkalt. Im Stollen war es warm, jeder wollte darum einfahren.

Mein Kollege und ich, wir kamen in den Tunnel. Bis zum Vortrieb. Der Rauch war mittlerweile abgezogen, hatte sich ins gelbe Grundwasser gesetzt. Nun begann die Arbeit. Die Lampen hingen überall im Gestein.

Bohrhämmere ratterten, die Bohrer frasssen sich bis vier und fünf Meter ins Gestein. Ein Bohrloch ums andere entstand, gegen die Decke, die Sohle und nach vorn. Weiter zurück pickelten und schaufelten andere Arbeiter und luden das ausgebrochene Gestein in die Rollwagen. Der Traktor holte die Rollwagen ins Freie hinaus und brachte leere.

Morgens, mittags und abends wurde gesprengt.

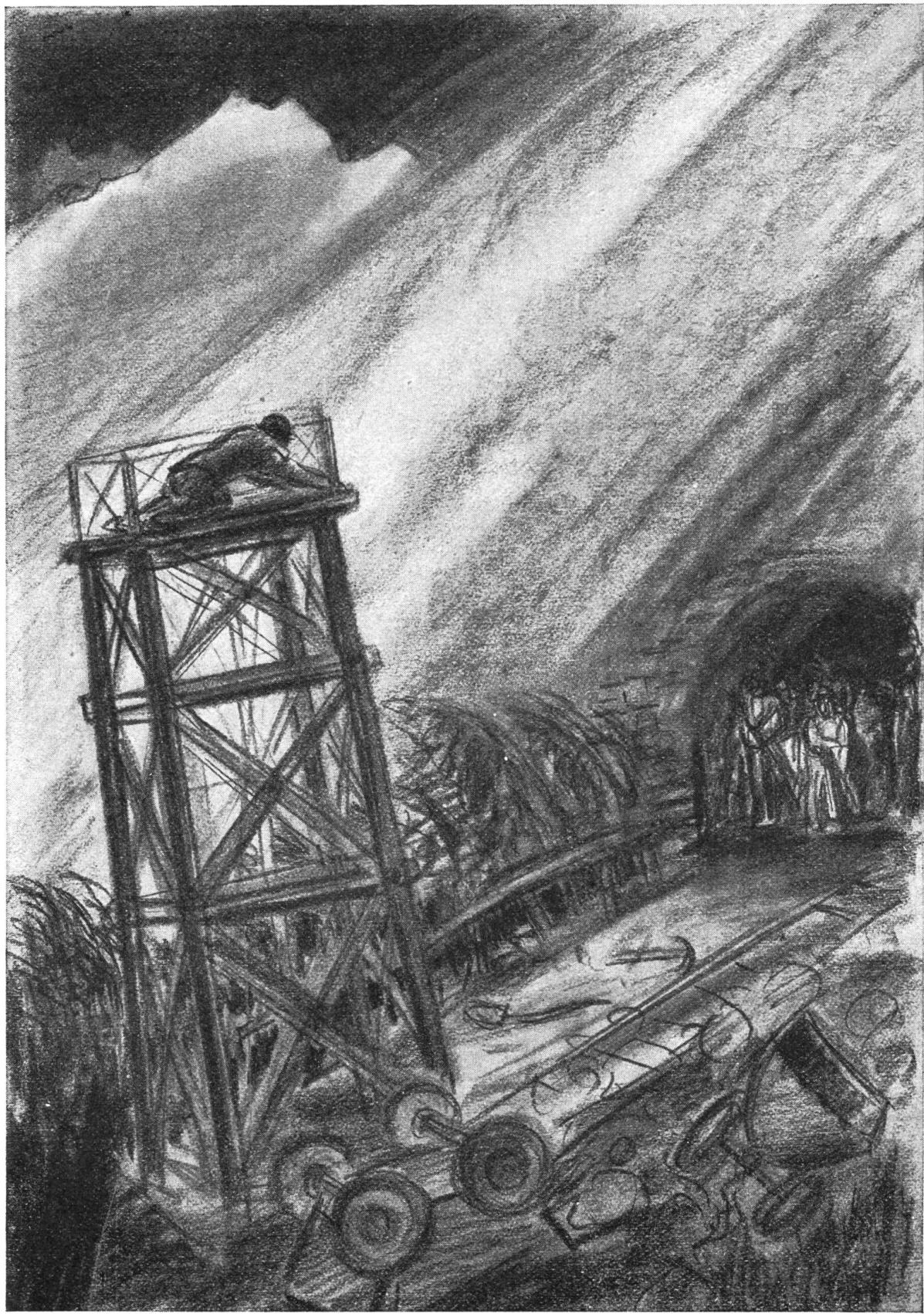
Die Luft ist staubgesättigt, die Arbeit schwer und lastet auf Körper und Seele. Der Schweiß rinnt. Der Aufseher pendelt bald dahin, bald dorthin, überall ist er.

* * *

Die Kantine ist geräumig, nur ein roher Bau mit Bänken und Tischen, in der Mitte ein Ofen, in einer Ecke ein Haufen Holz, im Hintergrund, der Türe gegenüber, ein Schaltfenster, von dem aus das Essen in Blechschüsseln in die Hand des Arbeiters geht.

Da stehen schon wieder solche, die im Nu die heiße Speise hinuntergeschluckt haben und nun wieder nachfassen wollen, dieweil viele noch nicht das erstmal gefasst haben. Es erinnert stark an das Verpflegungswesen im Militär.

An den Tischen herrscht manchmal Zorn und Streit. Da setzte sich einer an den Platz, den ein anderer für sich be-



„Es reisst und schüttelt ungeheuerlich am Turm . . .“

ansprucht. Es gibt solche, die an Ordnung gewöhnt sind und immer am gleichen Ort sitzen wollen, und solche, die sich setzen, wo es ihnen gerade passt. Da hört man in allen Tonarten fluchen und in verschiedenen Sprachen, oft von einem derben Stoss begleitet. Jeder ist da beim Essen sich selbst der Nächste, bei der Arbeit mögen's Kameraden sein. In eine Ecke gedrückt sitzen einige Bauern und speisen mitgebrachte Ware, Speck, Brot, Kaffee. Sie sind von vielen geradezu gehasst, weil sie den Lohn drücken.

Der Durchbruch

Heute rechnet man mit dem Durchbruch auf dieser Seite. Durch das Gestein hört man dumpfes Klopfen. Jenseits der Wand wird ebenso emsig gearbeitet.

Bald ist ein Rollwagen gefüllt. Zur Seite von mir arbeitet ein alter, gebückter Mann. Eben stellt er seine Schaufel an die Wand und geht etwas zur Seite -- um aus seiner Joppe einen Prim zu holen.

— Da! Ein dumpfes Gepolter, ein dumpfer Fall! Die Schaufel tönt blechern, zerschlagen liegt sie am Boden...



„Die Armmuskeln des Mineurs straffen sich zu Klumpen . . .“

Gestein ist ausgebrochen! Einen Augenblick zittern die erhobenen Arme des Alten in der staubefüllten Luft, dann wankt er bleich nach einer andern Schaufel.

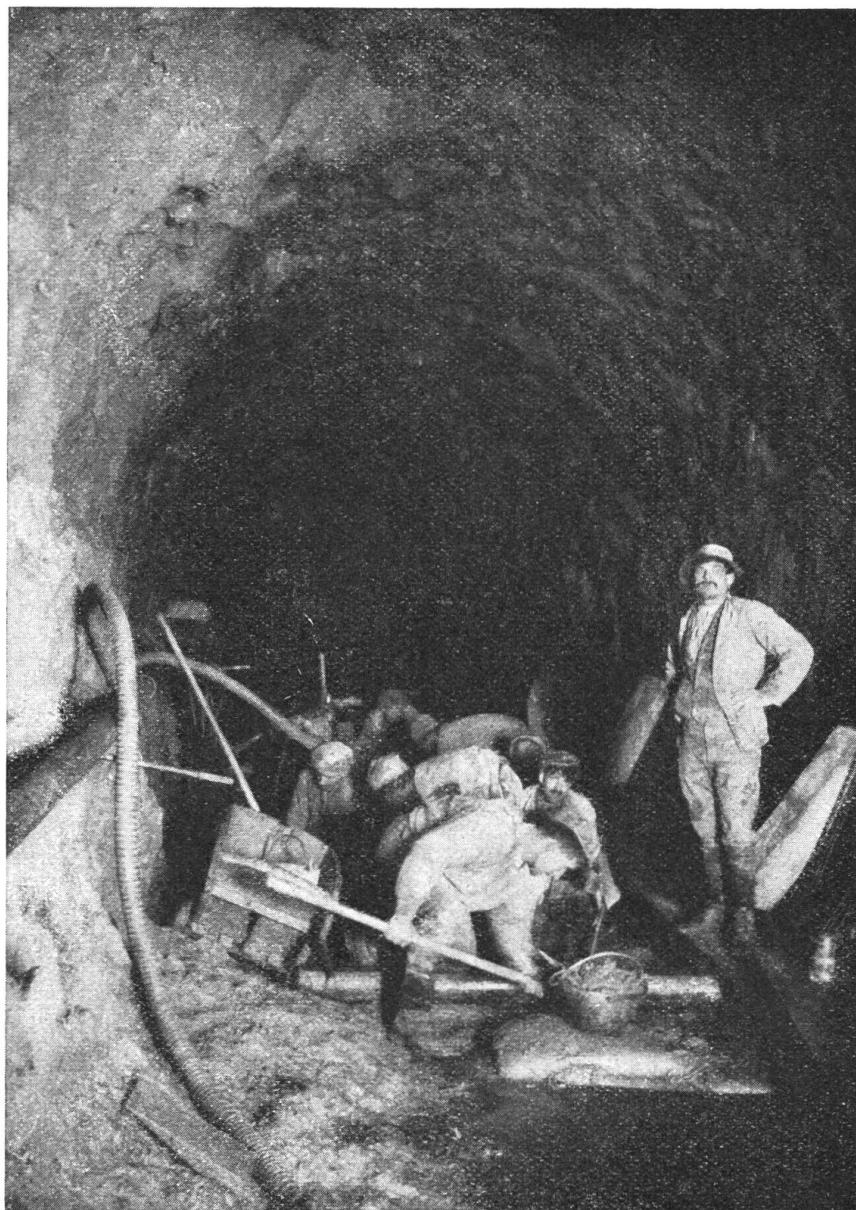
Die Arbeit geht weiter, es ist das Alltägliche. Alle Tage gibt es grosse und schreckliche Unfälle, die kein Mensch sich auszudenken wagt. Das Leben geht gleichgültig, spurlos darüber hin.

Bald ist es Mittag. Wiederum ein dumpfer Fall. Ein gepresster Schrei! Ich erkenne meines Kameraden Stimme. Er ist in eigenartig gebückter Lage, aber eben strafft er sich wieder. Es ist nichts — nur dieser Stein — auf den Rücken — es macht nichts — nichts . . .

Zwei Fäuste gross
ist der Stein. — Weiter geht's!

Jedoch ist es auch schon vorgekommen, dass Neulinge im Stollenbau bei solchen Vorkommnissen mit Schreck das Weite und das Freie suchten, um nie wieder in einen Stollen zu gehen.

Am Mittag ist Hans still. Ich fühle mit ihm. Arbeit — Brot, mit Gefahren und Tod . . . Man gewöhnt sich daran, man muss.



„Der Aufseher pendelt bald dahin, bald dorthin . . .“

Am Abend wurde die Wand des Stollens durchbrochen. Plötzlich erdröhnten von der andern Seite Sprengschüsse. Alles eilt aus der Gefahrzone. Und dann schmettern Steine herüber an die Wände. Dicker Pulverrauch löscht die zischenden Laternen. Stockdunkel ist's minutenlang, Stunden scheinen endlos dahinzugehen. Ein frischer Luftzug

strömt jetzt, Zündhölzchen flammen auf,
die Laternen paffen.

Auf der andern Seite hört man jubeln
und schreien, alles stürzt zur Wand. Sie
ist geborsten, ein weiter Spalt klafft,
durch den sich Hände strecken, die wie-
derum gedrückt werden. Dann wird ge-
schuftet wie noch nie. Die Steine bre-
chen, die Rollwagen flitzen nur so hin
und her, der Traktor keucht bis zuvor-
derst, schleppt ganze Züge mit Steinen
fort.

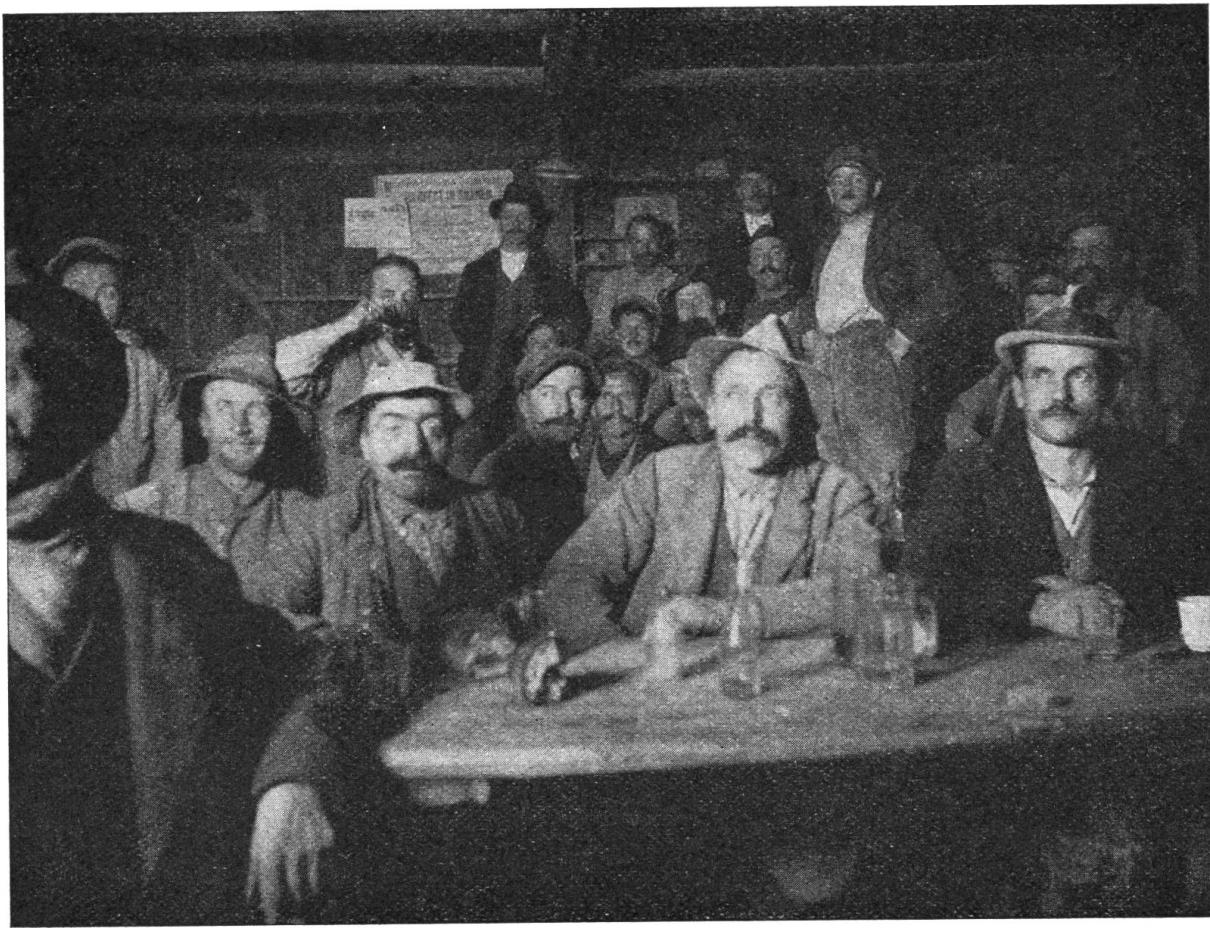
Am Abend ist Trinkgelage, da wird ge-
jubelt und gesungen. Alle Mühsale sind
im Wein vergessen. Freund und Feind
sind Brüder.

Am nächsten Morgen, als wir zur Ar-
beit kommen, ist neues Trinkgelage. Die
Südseite wurde durchbrochen.

Wir treten ins Maschinenhaus, um uns
etwas aufzuwärmen. Da liegt eine grosse
schwarze Lache Oel. Die Maschinen
stampfen, die Räder sausen, die Span-
nung des Stromes summt tiefbrummig in



„da sinkt dieser und jener wie tot dahin . . .“



„Mittwoch ist Zahltag . . .“

den Transformatoren. Und da in der Oel-lache, neben den sausenden Rädern, liegen zwei junge Burschen betrunken, der eine auf der Seite, der andere auf dem Rücken, die Handflächen im warmen Oel — in einer Stellung, als ob er noch einmal versucht hätte sich aufzurichten. Aus einer gestürzten Oelkanne sickert noch etwas Oel, gurgelt, ringelt sich wie ein Wurm um die zwei Körper. Wir schütteln die Zwei, stossen sie mit unsren Schuhen und vermögen sie endlich zu erwecken.

Der eine steht stöhnd auf, streicht sich die langen, klebrigen Haare aus der Stirn. Irre schaut er um sich, von der

Türe streicht kalte Luft, da wankt er hinaus. Der andere schreit : « Was sagst du, Vater ? Du hast das Mütterchen geschlagen ! Ich will . . . »

Er stürzt taumelnd zur Türe, taumelt vor der eisigen Kälte zurück, mit brummenden Lauten stolpert er über die Schwelle.

Und dann ziehen die Beiden, sich schüttelnd vor Kälte, singend und lärmend in den grauenden Tag davon . . .

D a s L i e d d e r A r b e i t

Der Durchbruch ist gemacht. Jetzt wird die Sohle erweitert, der Stollen ausgerundet. Auf den Schritt fast folgt die

Betonierung. Der Tunnel wird zur grossen Röhre. Die Zementer tun das Ihrige, die Röhre wird glatt und fein, die Lichter der Lampen spiegeln sich darin. Das gibt Arbeit ! Einer schafft dem andern in die Hand.

Draussen, im Sturme des Tages, rattern und dröhnen der Steinbrecher, die Betonmaschine, stöhnen im Grausen des Sturmes die Arbeiter.

Herrgott, wie ist's da drinnen im Stollen so schön warm ! Da rinnt Schweiss, wo draussen auf den Gesichtern die Kälte zuckt und zittert.

Mein Kollege und ich, wir sind einem Ingenieur zugeteilt. Da wird die Stolle ausgemessen. Mit der grossen Russflamme der Lampe brenne ich die Zahlen ins trockene und nasse Gestein 5—5—30—67 cm, immer soviel, wie vom Gestein noch weg musste zur runden Röhre.

Am Abend bin ich schwarz wie ein Kaminfeuer. Aber die Arbeit ist unterhaltend.

Dann rattern wieder die Bohrhämmer, schaffen die Pickel und Schaufeln. Da sitzt ein Mineur und drückt mit der Brust auf die Maschine, an seinen Rücken stemmt sich ein anderer Arbeiter, bis sich der Bohrer etwas ins Gestein gefressen hat. Die Oberarmmuskeln des Mineurs straffen sich zu Klumpen, das Fleisch zittert am ganzen Körper und im staubigen Gesicht vom Rütteln des Bohrhammers, des Nervenzerfressers.

Dort arbeitet einer mit Spitzzeisen und Hammer. Die Luft stäubt, wellt wie in Wogen. Es ist ein Gedröhnen und Krachen und Brausen, das Lied der Arbeit.

Weiter hinten zimmern Leute ein Gerät, dort wird betoniert. Weiter zurück arbeiten die Zementer.

Dann kommt ein warmer Tag mit Föhn. Der jagt durch den Stollen geifernd und giftig, mit Resten von Pulverrauch und den Abgasen der Benzintraktoren.

Es wird drückend schwül, und da sinkt dieser und jener wie tot dahin. Die Kameraden werfen sie auf einen Rollwagen, sausen mit ihnen ins Freie, an die frische Luft. Die Arbeit geht weiter. Der Schädel brummt wie ein Motor, lästiges Nervenkopfweh plagt die Arbeiter.

Zahltag

Mittwoch ist Zahltag ! Schon am Mittag sind Krämer mit ihrer Ware da. Ueberall drängen sich die Arbeiter darum. Die von der Nachschicht empfingen ihren Zahltag bereits. Da hocken sie noch in der Kantine herum, scharen sich um die Stände.

Sie sind wie die Kinder, die auf etwas Besonderes, Märchenhaftes warten, von dem sie selbst nicht wissen, was es gerade Schönes sein soll — und das nie in Erscheinung tritt.

Und viele sind dann ehrlich enttäuscht und gewissermassen sogar traurig; es spiegelt sich auf ihren Gesichtern wider.

Wieder andere schauen mit schlecht verhehlter Gier, versteckt unter grosser Teilnahmslosigkeit, auf den Krimskramms, und in ihren Augen versinken glänzende Spiegel und Messer, Unterhosen, Hemden und Krawatten irgendwohin in die Seele — zu mancherlei Buntem auf tiefen Grund ...

Wir sehen da vieles ! Da wandert ein Spiegel, ein Haarkamm, irgendein Tand von Hand zu Hand, und manchmal verschwindet beim letzten das Ding — in stillen Taschengrund.

Die Krämerin ereifert sich, feilscht, bittet und schwört. Dann lamentiert sie, schaut nach dem Dieb, schaut jedem scharf auf die Finger — umsonst. Diese zusammengewürfelten Arbeiter sind gewandt, und einer hilft dem andern. Aber nicht alle sind Diebe.

Sieh ! Sieh dort ! Ein grosser Mineur lässt eben eine Tabakpfeife im Sack verschwinden.

« Wie ist das möglich ? »

Jener verdient 18 bis 25 Franken pro Tag als guter Mineur, verdiente zurzeit noch mehr, und hier stahl er eine Nichtigkeit.

Hans erzählt :

« Und ich sah eben selben Mineur, als ich eines Tages draussen arbeiten musste, wie er am Sandsilo vorbeiging. Dort im Silo arbeitete ein alter Mann, pickelte den gefrorenen Sand ab für die Betonmaschine. Plötzlich löste sich ein grosser Block, donnerte hernieder, schlug den Alten zu Boden und langsam sickerte er im Sand mit dem Sand zu der Maschine. Jener sah's, und mit aller Kraft zog er den Schieber und dann schaufelte er mit allen Leibeskräften schweissüberströmt den

blutenden Körper des Alten aus dem Sand. Dann fiel er mit keuchendem Laut selbst um, verdrehte die Augen und schäumte von den Lippen. »

Aber er hat jenen andern gerettet — was will nun diese Kleinigkeit, die er eben begangen, demgegenüber heissen ...

Die alte Krämerin hat zwei blutjunge Mädchen mitgebracht. Um ihren Krämerstand scharen sich die meisten. Ja, immer mehr und näher drängen sich die Arbeiter heran. Heiss und schwül steigt es den Männern allenthalben in die Köpfe — in der Baracke ist es so dumpfig, so stickig.



„Ich strecke die Laterne weit von mir . . .“

Und die alte Krämerin lächelt immer still in sich hinein, wenn sie nach den Mädchen sieht.

Sie weiss es : Es strömt warm von den Mädchenhänden in diese Männer über, wenn die Hände sich berühren.

Ja, davon werden die Männer so schwach, dass die wahllos kaufen.

Und dann wird es Nacht, und sie, die Alte, wird allein den Berg hinunterhumpehn müssen, allein, aber mit wohlgespickter Börse. Sie wird in der Nacht in einem nahen Bauernhaus Geld zählen, und morgens wird sie schon früh wieder dort oben sein, und die Mädchen kommen wieder, und sie werden ein oder zwei Tage in der Baracke sein, bis — bis kein Geld mehr rinnt...

Da hatte es Arbeitstiere, die verprasssten im Saufgelage bis Samstag und Sonntag ihren ganzen Zahltag. Viele davon hatten irgendwo Frau und Kind, um die sie sich nun so wenig wie möglich kümmerten. Männer, die so rauh waren wie das Gestein, in dem sie arbeiteten, Lebenstage genossen so grau wie dasselbe. Aber es hatte auch solche, die den letzten Cent dem Vater, dem Mütterchen, Weib und Kind heimbrachten.

Mittwoch ! Zahltag ! Am Abend standen vor den Baracken armselige Kinder, vergrämte Weiber, die manchmal weit hergekommen waren, die auf Vater, Söhne, Brüder warteten, um sie heimzu bringen mit dem Lohn noch in der Tasche.

Mittwoch! Zahltag! Phantastisch aufgeputzte Jünglinge, neben zerschlissenen, in ihren Lumpen eigenartig kecken Gesellen, schwammen aus den Schlafzälen der Hölle Stollen 6 über die Gegend hin

nach allen Richtungen, aus Elend in vages Prassertum eines Augenblickes, zu Wein und Spiel, und der Morgen riss sie wieder zur Arbeit, in tägliche Mühsale und Fron...

Stollen 6 !

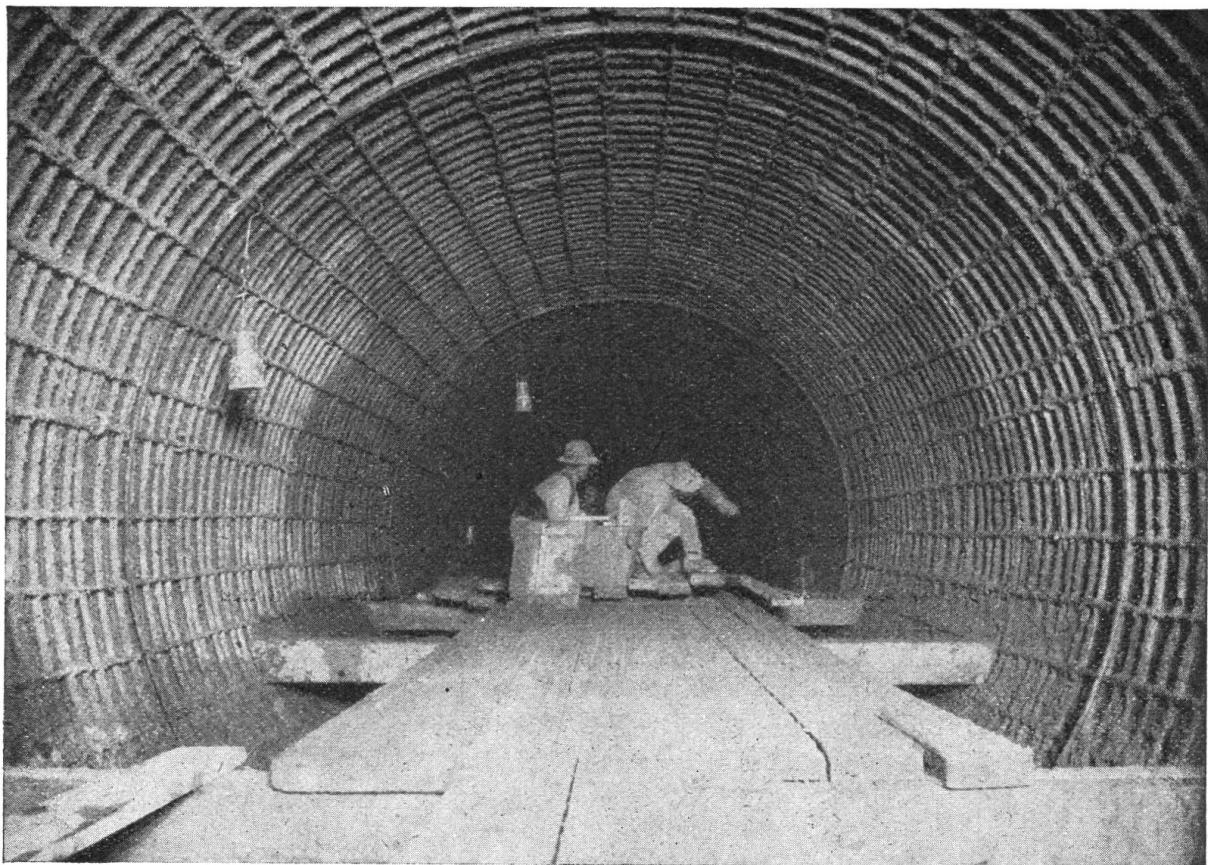
* * *

Es kamen wieder stürmische Tage und da mussten Hans und ich draussen arbeiten. Der Vorarbeiter, ein ungeschlachter Mann und Säufer, war wieder betrunken. Heute fand er Gefallen daran, die Arbeiter umeinander zu hetzen. Der musste Rollholz wegtragen, die nächste Viertelstunde wieder an den alten Platz tun. Jener hier ein Loch graben und später wieder ausfüllen. Mir stieg der Grimm bei solcher unnützer Arbeit in die Kehle — weil wir noch nicht zur willenlosen Maschine herabgesunken waren. Hans und ich, wir gaben unsren Gedanken auch laut Ausdruck. An unserer Seite stand ein alter Mann, der schaute ganz erschrocken auf, und dann meinte er trübselig : « Ich tue, was mir befohlen wird, wenn's auch zu nichts nützt, wenn's dabei nur Abend wird ! »

Da stöhnte Hans : « Es braucht viel, bis einer das von sich sagen kann ! »

Am andern Morgen, als wir zur Arbeit kamen, fuhren die Nachschichtarbeiter gerade mit den Rollwagen zur Kippe hinaus.

Das Gestein rauchte und dampfte in der kalten Luft. Da ratterte und krachte es — ein — zwei — Rollwagen stürzten über die Klippe in die Tiefe hinab. Ein junger Arbeiter verschwand höhnisch lachend vom Platze — er hatte heute den Letzten.



„Auf dem Schritte folgt die Betonierung . . .“

Im Schatten des Todes

An einem Tage wurde ich nach Stollen 5 geschickt, um 33 kg Karbid zu holen. Ich überkletterte Rollwagen, Balken, Bretter.

Es geht nach der Südseite, wo die Arbeit noch am wenigsten vorgerückt ist, weil die Arbeiter dort überall mit Bergwasser zu kämpfen haben.

Aus dem Dunkel tauchen plötzlich die Glühpunkte der Laternen an der Arbeitsstelle Punkt 600 auf. Nochmals steige ich über Haufen von Steinen, Rollwagen usw. Dann bin ich allein. Von Schwelle zu Schwelle der Schienen muss ich springen, und wo es Bretter hat, lege ich sie für den Rückweg bereit. Nichts ist um mich als Gestein, Wasser und Nacht.

Ein dumpfes Geräusch tönt. Da arbeitet allein, ganz verlassen, eine Pumpe, schnauft und zittert neben dem Wasser, säugt, säugt und vermag nicht alles zu trinken und in die Ablaufröhre zu speien.

Dann sperrt ein Quell, ein Meter dicker Wasserstrahl bis über die Mitte den Tunnel. Ich muss, an die Felswand gedrückt, auf einem schmalen Laufbrett, unter dem Strahl durch, es gibt keinen andern Weg. Einen Augenblick wird's mir unheimlich, das Geräusch, das Brausen des Quells wuchtet und dröhnt in meinen Ohren.

Die Laterne zischt von den Wassertropfen, feiner Wasserstaub überrieselt mein Gesicht, überschüttet die Kleider wie mit Tau.

Ich haste immer weiter. Das Wasser unter mir wird über metertief, die Rollschienen laufen nahe der Decke, nur tiefgebückt kann ich vorwärts kommen. Es ist wieder so still wie im Grab. Dunkle Nacht, ein magerer kleiner Lichtkreis, der hindurchpendelt. Nichts Lebendiges als der Schall der eigenen Schritte — Gewölbetöne.

Es dünkt mich, Stunden seien dahin, da tauchen plötzlich wieder Lichter auf. Einige Meter, und ich bin bei den Arbeitern des Stollens 5. Wieder muss ich klettern, dann komme ich ans Fenster und durch dasselbe nach 100 Metern ins Freie hinaus, zu den Baracken. Der Platz beim Fenster 5 ist ein Ebenbild vom Stollen 6, nur ist seine Lage geschützter.

Mit dem Karbidsack auf dem Rücken trete ich den Rückweg an. Ich komme wieder zum Wasser, springe von Schwelle zu Schwelle. Nun unter dem Wasserstrahl durch ! Herrgott ! wie das auf meinem Rücken zischt. Wie wenn mich Tausende von Ameisen überkriechen würden, juckt es auf meiner Haut am ganzen Körper.

Das Karbid gaset vom Wasserstaub und den Wassertropfen; es ist mir bereits unheimlich zumute. Ich strecke die Laterne weit von mir weg, damit die Flamme nicht in Berührung mit dem Gas des Karbidsackes komme. Dann stelle ich auf trockenem Grund den Sack ab, lasse das Gas auszischen. Wieder springe ich von Schwelle zu Schwelle. Da ! ein Fehlritt, mein Fuss klemmt in einer Schiene. Ich wanke, stürze nach vorn — unter mir das viele Wasser... auf dem Rücken 35 kg Karbid, davon jedes kg plötzlich zum unheimlichen Zentner wird... in der Hand eine brennende Laterne...

Es wird eine furchtbare Explosion geben — diese Minute mit ihrer furchtbaren Qual lässt mich ein Menschenalter durchleben mit all seinen Qualen.

Es wird mir gelb vor den Augen, ich sehe im Geiste das Fürchterliche — die riesige, aufknallende Gasflamme, fühle meinen Körper in Fetzen zerschlagen werden, jede Faser des Leibes schmerzt wie getroffen, sehe noch die Felswände erbeben, bersten und einstürzen...

Es ist die furchtbarste Stunde in einem Leben, das bereits schon nicht mehr ist — aber die Laterne brodelt, ins Wasser getaucht, der Karbidsack liegt auf einer Schwelle, von der einen Hand eisern umklammert...

Es ist furchtbare Nacht. Ich sehe nichts. Mit aller Willensanstrengung vermag ich das Bein zu lösen, ich krieche mit dem Sack und der Laterne über das Geleise — da ist ein Brett.

Die Laterne zischt noch, ich entflamme ein Zündholz, das Licht torkelt weiter...

Der Fuss schmerzt; aber ich gehe wie gedankenlos immerzu vorwärts. Ich kann nichts mehr Rechtes denken, diese letzte eine Minute scheint alle Gedanken, jeglichen Willen aufgezehrt zu haben.

So tappe ich lange dahin, bis ich auf einmal bei meinen Leuten bin. Da kommt es plötzlich über mich, ich freue mich, wieder unter Menschen zu sein, ich fühle, sehe wieder !

Mit dem Traktor fahre ich hinaus ins Freie, an die frische Luft, die Freiheit. Melde mich zum Unfall, stolpere fort, heim zum Arzt. Fußsehnenscheidenentzündung ! Nichts weiteres. Eine etwas langwierige Krankheit.

Die Lawine

Mein Kamerad langweilt sich ohne mich an der Arbeit. Er drückt sich soviel wie möglich in allen Ecken herum.

Er stellt sich eben unter die Aufzugsbrücke. Er ist ganz und gar nicht schaffensfreudig. Fein rieselt ein dünner Regen vom Himmel in den Schnee der Berge. Die Luft ist warm. Da hört er vom Aufzugsturm über die Brücke hinab einen Mann kommen. Dann zwei Stimmen. Der Arbeiter sagt: « Ich bleibe nicht mehr auf dem Kippturm — alle Augenblicke kann vom Berg eine Lawine kommen und dann...»

« Feigling! » sagt die Stimme des Vorarbeiters zischend. « Nun denn! Ein anderer hinauf! Wo ist Hans? »

Hans tritt hervor: « Ich habe alles gehört und ich...»

« Hast auch du Angst? »

« Nein!! » — « So geh' hinauf! » — Da steht er oben. Der Aufzug rattert, die Rollwagen sausen voll hinauf und leer hinunter. Einmal kommt Sand für das Silo der Betonmaschine, dann Steine für den Steinbrecher.

Die Arbeit hastet immerzu, der Regen fliesst unaufhaltsam.

Da donnert es wirklich auf dem Berg. Der Schnee rutscht langsam, wird zum weissen Strom...

Die Lawine kommt, die Lawine kommt! brüllt es überall, alles zerstiebt aus der Gefahrzone.

* Hans will hinuntereilen, er überdenkt blitzschnell seine Lage, es wird zu spät sein...

Schnell fliegt er auf den Boden, hält sich mit aller Kraft an den Schienen.

Der weisse Tod rollt dröhnend hernieder, gewaltiger Sturm jagt vor ihm her. Der Turm wankt und wackelt... Hans denkt nur immer das eine: Wird der Turm standhalten?

Er ist eigenartig gefasst und kalt, er weiss ganz genau, dass sein Leben auf dem Spiele steht, er weiss aber auch ganz genau, dass er nun an seinem Schicksal nichts mehr ändern kann, wie es auch über ihn hinfallen mag... Er fühlt in Sekunden, die grausam weit voneinanderklaffen, wie ewige Jahre — jetzt ist der weisse Tod da, jetzt rollt er so weit von mir, jetzt nur noch so weit, und jetzt und jetzt...

Da fliegt ein Rollwagen krachend ins Silo hinunter, es reisst und schüttelt ungeheuerlich am Turm — er neigt sich stöhnen nach vorn, in unheimlich schrägen Winkel — das Holz schreit, wimmert, ächzt...

Hans fühlt sich vom Boden gehoben, seine Arme strecken sich zum Zerreissen, er beißt auf die Zähne, dass es in den Ohren kracht, aber er hält fest.

Und alles ist auf einmal, plötzlich, ruhig und still, unbegreiflich! Wie wenn nichts, nicht das Geringste gewesen wäre...

Es ist vorbei... Die zum Glück nur kleine Lawine liegt tot auf dem Platze. Der Turm hat standgehalten.

Der angerichtete Schaden war nicht gross. Zwei Traktoren lagen umgestürzt neben einigen Rollwagen, das Geleise und die Lagerhütte für den Zement lagen unter dem Schnee begraben.

Die Arbeit hastete weiter, der Aufzug sauste wieder hinauf und hinunter. Drunten wurde der Schnee weggeräumt.

Der Vorarbeiter schaute auf den Turm:
«Er ist noch droben! Vorwärts, vorwärts,
ihr da! den Schnee weg!»

* * *

Ich arbeitete wieder.

Aber der Stollen 6 quälte mich nicht nur tagsüber. In fiebrigen Nächten schreckte er mich im Traume mit Explosionen, Schnee rieselte und rann über mich. Sturm fegte und warf mich über Rollgeleise und Klippen und Klüfte — nächtelang ... Der Morgen riss mich zum Stollen 6.

Und wenn ich dann bergan schritt, zögerte mein Fuss: Vom Stollen 6 flimmerten Laternen, dröhnten dumpfe Töne, Geräusche wie Schreie. Stollen 6 gähnte rund und schwarz und schluckte und spie in Wechselseite Rollwagen und Menschen. Durch seinen Rachen sauste in eisernen Röhren Luft für Bohrhämmer und Pumpen, liefen Wasser. Meine Seele schrumpfte im Körper zusammen, frierend und gichtig. Und wurde dann wiederum weicher und hoffnungsvoller, ich sah nicht mehr feige zum Abgrund hinüber, sah nicht mehr nach stürzenden Lawinen, die in mir alles auslöschen würden ...

Ich sah Menschen. Ich sah Arbeit.

F r ü h l i n g

Die Stollen gingen der Vollendung entgegen. Bald zog der Frühling ein. Ueberall munkelte es vom Gespenst der Arbeitslosigkeit.

Hans und ich arbeiteten zusammen. — An einem Tage konnten wir gehen mit noch Hunderten. Mir aber war es fast sonntäglich zumute. Es war Frühling!

Auf dem Hauptbureau im Dorf unten wurden wir ausbezahlt. Ich rechnete im

Kopfe schnell meinen Lohn aus. «Bitte, ich habe zuwenig!»

«Was glauben Sie denn?» schnauzt der Kassier, «ich könne nicht rechnen?»

Er überfliegt noch einmal das Papier.

— «Stimmt doch!?»

«Stimmt nicht! Es macht so und so viel!»

«Sehen Sie das Papier, das trügt nicht!»

«Aha! schauen Sie, da haben Sie sich verrechnet.»

«Richtig, es ist wahr. Hier!»

Das Geld fliegt auf das Schalterbrett. Ich will gehen. Da treten dieser und jener heran: «Du, sei so gut, schau, stimmt das?»

Das stimmt, das nicht. Die Arbeiter reklamieren nun. Der Kassier tobt, brüllt, zischt, flucht. Die Arbeiter werden böse, drohend. Du dort! Pass auf! Unser Geld her, dann nimm Pickel und Schaufel!

Das Geld fliegt, klingt, klimpert, tanzt auf dem Schalterbrett. Der letzte zieht triumphierend von dannen.

Manch einer drückt mir dankbar die Hand, will mir etwas geben. Mancher brummt: «Heute zuwenig, es ist vielleicht nicht das erstmal. Da kann man schuften, und irgendeine Schreiberseele betrügt einem, haut einem eins über den Kopf... Man wird immer betrogen!»

Nein, nicht immer, es gibt aber eben solche Fälle. Da ist es gut, wenn man in der Schule etwas gelernt hat. Die Arbeit ist auch eine Schule — die Schule des Lebens...

Stollen 6, den Vorhof zur Hölle, werde ich nie vergessen. Dort habe ich mir, ich weiss es gewiss, einen Teil der Hölle verdient.